

**HARALD SEUBERT**

Universität Halle

## **DIE DEUTSCHE FRAGE DENKEN? REFLEXIONEN UND ERWÄGUNGEN ÜBER DAS EIGENE LAND IN EUROPA NOVEMBER 1998**

Trübe Novemberfragen, gleich zu Anfang: Die deutsche Frage *d e n k e n*? Weshalb? Gibt es denn seit 1989 diese Frage noch im Singular, die seit je als Frage nach der inneren und äußeren Verfassung dieses eigenen Landes definiert war? Es ist wahr: präziser wäre gegenwärtig von deutschen Fragen zu sprechen, und es wäre daran zu erinnern, daß sie immer auch – 'in einer bestimmten Hinsicht' – europäische Fragen sind. Fragen im Dialog mit Europa, in Hinsicht auf andere europäische Nationen, nicht nur im EG-Zusammenhang, sondern weit darüber hinausgehend. Es sind zum Teil sehr alte Fragen und zum Teil Fragen, die sich seit der Sternenglanz von 1989, da alles zu glücken schien, verblaßt ist, neu ergeben haben.

Der andere Teil des Themas gibt nicht weniger Rätsel auf: ein historisch kontingentes Faktum, wie es die deutsche Frage darstellt, zu denken, scheint kaum möglich zu sein. Nicht nur, da unsere Mediendemokratie lieber meint und Meinungen abzählt, als zu denken. Entstehen irgendwo Sinnkrisen, so wird der Unternehmensberater befragt. Wahlkämpfe lassen sich hierzulande, wie die jüngste Bundestagswahl bewies, längst nach den Gesetzen des Marktes organisieren. Wer die eigene Zeit zu denken versucht, im Wissen, daß eine fixierte Geschichtsmetaphysik nicht mehr zur Verfügung steht, die die Richtung des Gedankens festlegte, wird sich deshalb mit Rüdiger Bubner darüber klar sein müssen, daß sich die „nachdenkliche Existenz [...] weder in Abhängigkeit vom wechselnden Status quo begeben noch den ihn begleitenden Stimmungen folgt“<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Rüdiger Bubner: *Zwischenrufe – Aus den bewegten Jahren*: Frankfurt/M 1993, S. 7f. (insbesondere).

Damit ist ein nicht geringer Anspruch umrissen, dem ich in einem dreifachen Gang nachzukommen versuche:

1. im Blick auf die gegenwärtige deutsche Lage im Herbst 1998;
2. im Blick auf einige der tiefer gehenden und weiter reichenden Implikationen, die sie aufwirft;
3. dann erst wird der systematische Ort dieser Erwägungen befragt: gleichsam das sine qua non Europas, ohne das es nicht wäre, was es sein soll – Eines im Mannigfaltigen, Mannigfaltiges im Einem.

## I.

(1) Betrachtet man die deutsche Gegenwart, so ergibt sich der seltsame Befund einer unbewußten Krise, die sehr verschiedene Gesichter zeigt. Das hilflose Verstummen der Intellektuellen angesichts der deutschen und europäischen Einigung ist nicht minder hilflosen Selbstbeschreibungen und Good-will-Erklärungen in der Nation, die keine sein will (Christian Meier), gewichen. Der Zerrspiegel der Massenmedien spielt dabei eine wichtige Rolle. Denn die Deutschen in Ost und West besichtigen sich de facto nicht in solcher Fremdheit, wie es im Fernsehen noch immer suggeriert wird. Die vierte, informelle Gewalt im Staat hat seit 1989/90 einen Mangel an Gemeinsinn ohnegleichen erkennen lassen – soviel ist sicher. Die unbewußte Krise ist durchaus ambivalent, denn sie läßt vieles entspannter erscheinen. Ideologische Brüche scheinen seit 1989 überbrückt, Grenzen der Verständigung sind überwölbt worden. Das Klima hat sich verändert. Dies hat unstrittig auch sein Gutes. Die Betroffenheitskultur ist nicht mehr in der Weise bestimmend wie, ausgehend von den Ideologien des Jahre 1968, noch vor einem knappen Jahrzehnt. Differenzierungen sind möglich geworden. Doch ebenso erkennbar ist der Mangel an Ernst. Der Generationenwechsel, der vor allem die Geisteswissenschaften derzeit durchwühlt, zeigt diese Tendenz ebenso deutlich wie die jüngste Wahlentscheidung im Herbst 1998. Happening und Turnschuh sind Zeichen der Zeit und einer oberflächlichen Weltläufigkeit zwischen Tür und Angel. Die Nachkriegsgeneration ist abgetreten. Daß ihr Ethos, ihr Wissen um die Geschichte dieses Jahrhunderts nicht mit ihr geht, scheint aber von größter Bedeutung.

Der Beobachter erfährt derzeit, daß zwei Dogmen kaum mehr auf Widerspruch treffen: das Dogma von der Berliner Republik, die sich nach links bewegen müsse, und das Dogma, daß Wirtschaft und Markt derzeit unser Schicksal seien. Beide Dogmen stimmen keinesfalls zusammen. Daß sie nur in postmoderner Beliebigkeit, also im Zeichen fehlenden Ernstes, aufeinander beziehbar sind, das hat der jüngste Wahlkampf mit Erfolg vorexerziert. Gerhard Schröder personifiziert diese seltsame Allianz. Er, der neue Kanzler, steht sowohl für ein 68er und JUSO-Dasein, wie für die neue Zentralstellung der Ökonomie. Sein Kabinett zeichnet sich erst recht durch die Verbrüderung einer Mixtur aus alter Linker und neuer, reflexionsloser Moderne aus. Was an dem neuen Gesicht des mangelnden Ernstes

bedenklich stimmt, das ist, daß sich die Grabenkämpfe der Studentenrevolte in neuer Ästhetik gut verkaufen lassen. In diesen Zusammenhang gehört, daß die Nachfolgepartei der SED – die PDS, die weder von ihrer Wählerschaft, noch der Zusammensetzung ihrer Kader her eine demokratische Linkspartei ist, mittlerweile klaglos koalitionsfähig wird. Und hierher gehört es, daß Politiker des Koalitionspartners der GRÜNEN, deren Lebensleistung sich im subkulturellen Untergrund der Hausbesetzerszene abspielte, ohne durch Berufserlernung oder -ausübung unterbrochen zu werden, die außen- und innenpolitischen Geschicke lenken. Ein Wechsel wurde ausgerufen, doch wohin er führen sollte, dies wußte niemand so klar zu sagen. Stattdessen scheint der Machtwille zentral, er wurde ausgiebig genug bei den Gesprächen demonstriert, die zu einem Koalitionsvertrag zwischen SPD und GRÜNEN führten.

Noch immer zeigt die Unfähigkeit zum Ernst an, daß sich die erweiterte Bundesrepublik – denn wo wäre das 'eine Deutschland?' – nach dem Wort von Henry Kissinger als Ökonomie auf der Suche nach einem Daseinszweck versteht. So plakativ vom neuen Glanz einer Berliner Republik gesprochen wird, so fehlt es, ein weiteres Indiz!, auch hier an jeder Orientierung. Keine Rede kann davon sein, daß die Bedeutung der Bildung in ihrem Eigenrecht, wieder entdeckt würde – über die Diskussion um den 'Wirtschaftsstandort Deutschland' hinaus. Das Forschungsressort ist nicht ohne Grund in den Geschäftsbereich des Wirtschaftsministeriums übergegangen. Es bleibt das zwiespältige Bekenntnis zur Kulturhoheit der Länder: zwiespältig, weil ein Oberkommissar im Rang eines Staatsministers ohne Parlamentszugehörigkeit die verschiedenen Stränge bündeln soll.

Angesichts solcher Befunde können die Deutschen sich wie Hans im Glück froh schätzen, daß es bislang so glimpflich abging: daß etwa die künftige Verfassung nicht durch ein Plebiszit ins Werk gesetzt wurde. Jene Phalanx, die die Berliner Republik aus der Taufe hebt, läßt befürchten, daß es so glimpflich nicht bleiben muß. Ernst ist, man denke an die Herr-Knecht-Dialektik bei Hegel, ein Kennzeichen für Eliten. Sie werden sich nicht nur durch die Funktionen definieren, die sie erfüllen, sondern durch Reflexion und Selbstverständigung. Eliten zu bilden, hat die Bundesrepublik versäumt. Zu lange begriff man sich während der zurückliegenden Jahrzehnte als moralische Avantgarde für die ganze westliche Welt – doch die Entzentrierung vom eigenen Gesichtspunkt, jene stete Reflexionsanstrengung, wurde bei allen Appellen an Globalisierung<sup>2</sup> nicht wirklich geübt. Daß dieselben Gesichter, die man seit JUSO-Zeiten ihre Streitigkeiten um Machtgewinn bis zum Überdruß ausfechten sieht, die Scharping, Schröder und Lafontaine, nun staatstragend dasselbe tun, muß man sich vor Augen führen – und es wird nicht zuversichtlich stimmen.

<sup>2</sup> Siehe im Blick auf die gegenwärtige deutsche Philosophie auch Dieter Henrich: *Eine Generation im Abgang*; in: *Merkur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 50 (1996), 11 (November) S. 1055-1064.

Orientiert an Frankreich – oder in anderer Weise an Amerika – wird man sich dann auch fragen dürfen, ob es in der Bundesrepublik überhaupt 'Intellektuelle' gab. Gewiß gab es Heinrich Böll – gewiß gab es Reflektiertere, Habermas, Enzensberger, deren Einlassungen aber doch eher als Seismographen des jeweiligen Zeitgeistes plausibel bleiben, denn als Wegzeichen ins Ungewohnte. Profile von Intellektuellen, die auch gegen die Haupttendenzen der eigenen Zeit gerichtet, dieser entgegensublickten suchen – und die zu denken suchen, was ist, sehe ich kaum. Loyal mit dem Staat, nicht mit einer Partei, zu sein, wie Raymond Aron es in Paris versuchte, als Philosoph einsam auf dem Marktplatz zu bleiben wie es Ortega y Gasset in Kauf nahm, der Nüchternheit des 'trial and error' die große Fanfare zu opfern, wie es Popper tat, das Gewissen auch im eigenen Schmerz lautwerden zu lassen, und doch es abzulehnen, selbst für das Gewissen der Nation gehalten zu werden, denn das Gewissen ist Sache des einzelnen, wie Jan Patocka – wer mochte dies auf sich nehmen, wenn man doch alles wissender Guru sein konnte, der auf der politisch richtigen Seite stand?

(2) Schlagend zeigt sich der Mangel an Ernst auch im Blick auf die Frage nach der 'Nation'. Einerseits wird das postnationale Zeitalter ausgerufen, andererseits melden sich als schreckliche Wiedergänger der Geschichte, zumal vom Balkan her, seit 1991 nationalistische Atavismen wieder. Wo eine, in solchen Zusammenhängen gebotene gehaltvolle Reflexion der Außenpolitik, wie sich dies in der gegenwärtig sich formierenden rot grünen Administration abzeichnet, durch zwei Träumereien unterbunden wird: den pazifistischen Traum von der Weltinnenpolitik und den technokratischen Traum von einer globalen Struktursteuerung, da ist an geistesgeschichtliche Tatsachenwahrheiten zu erinnern. Es sind, so ist zu bedenken, föderale und ethnische Motive, Komponenten des 'Nationellen' im Sinne Herders und Hölderlins, nicht des 'Nationalen', die heute wieder aufklingen, und mit Aggressivität nach Einheit verlangen – paradoxer – und gefährlicher Weise nach der Einheit des Nationalstaates. Das Nationale, die kleinen, kommunitaristischen Identitäten erkennen wir geradezu als die Kehrseite des 'global village'<sup>3</sup>, als seine Kompensation zugleich. Dabei muß sich aber, aus der Erfahrung der jüngsten blutigen Balkanverwirrungen heraus, die Frage nahelegen, ob der Begriff des 'National-Staates' überhaupt glücklich ist, oder ob er eine – manchmal tödliche – Verwirrung in sich schließt, die der analytischen Klärung bedürfte. Gerade die Deutschen sollten dazu in Selbstkritik und Selbstbesinnung etwas sagen können. Sollte nicht das Nationale, als das je Eigene, vom Staat entkoppelt werden, als eine Identität im Kleinen, vielleicht im Kleinsten, der des Schutzes durch die Ver-

<sup>3</sup> Vgl. hierzu unter anderem Michael Stürmer: *Was ist das Europäische an Europa?*; in: Matinee im Bayerischen Landtag, hg. v. Wilhelm Vorndram; München 1993, S. 86-100. Michael Stürmer: *Deutsche Interessen*; in: *Deutschlands neue Außenpolitik*, hg. v. Karl Kaiser/Hanns W. Maull, Band 1: *Grundlagen*; München 1995, S. 39-63 (siehe auch andere Beiträge des Bandes). Diter Senghaas: *Wohin driftet die Welt? Über die Zukunft friedlicher Koexistenz*; Frankfurt/Main 1994.

fassung bedarf, während der Staat ein Gebilde politischen Handelns nach innen und außen bleibt, das man nicht zu lieben braucht, das aber auch in Zeiten der Globalisierung und Föderalisierung als formgebende Grundeinheit der Politik unhintergebar ist?

Dies gilt zunächst 'nach innen': der Staat ist Repräsentationsform. Er setzt nicht den Bourgeois oder gar den Untertan voraus, sondern den freien und gleichen Bürger. Er gibt der Demokratie eine Rechtsgestalt, in der sie sich lebendig und fließend entwickeln kann, ohne doch je der Gefahr der Selbstaushöhlung zu erliegen. Er repräsentiert das demokratische Leben dabei im Sinn von Grund- und Werteorientierungen. Man täusche sich nicht: die totalitäre Erfahrung des 20. Jahrhunderts ist in ihren schlimmsten Erscheinungen die Erfahrung einer Entstaatlichung. Identifikation tritt an die Stelle von Repräsentation: sei es die Identifikation eines 'Führers' mit der 'Volksgemeinschaft', sei es die Identifikation der Partei, die immer recht hat, mit den Genossinnen und Genossen. Wie Carl Schmitt klar gesehen hat, war dieser Zug ins Totalitäre in der Staatsunfähigkeit der Weimarer Republik, jener belagerten Civitas grundgelegt. Sie war, wie Schmitt sagt, „totaler Staat aus Schwäche“<sup>4</sup>. In ihr nämlich wurden alle Konfliktfälle unmittelbar zu staatlichen Problemen. Repräsentation und Streit waren nicht mehr möglich. Die 'Bewegung' hatte es leicht, den leichtgewichtigen Staat zu vernichten. Repräsentation ermöglicht demgegenüber erst Privatheit, sie nötigt uns nicht ein durch und durch politisches Leben, erstes warnendes Anzeichen des Totalitarismus, auf. Der Staat muß Staat sein, um republikanisches, vielleicht sogar ethisches Gemeinwesen werden zu können. Er muß, kurz gesagt, sich selber qua Verfassung begründen und qua Verfassungsschutz in allen drei Gewalten verteidigen können.

Ein sinnvolles Korrektiv könnte dieses Staats-Bewußtsein auch auf dem Weg von der Bonner Republik, die sich übrigens nie so nannte, in die Berliner Republik, die es übrigens noch nicht gibt, sein. Gewiß: es kann nach 1989 nicht bei einer größeren Bonner Republik bleiben. Doch dies heißt keinesfalls, daß die Bonner Republik dem Vergessen anheimfallen dürfte. Dies sollte nicht dem Wort von der 'Kulturnation' widerfahren, und auch nicht jenem vom 'Verfassungspatriotismus'<sup>5</sup>. Ersteres ist von heute aus gesehen nicht mehr Surrogat für die versagte Einheit, sondern Zeichen einer Identität, die in Bewegung bleibt und immer neu die Reflexion fordert. Schillers böses Xenienwort, daß dort, wo das geistige Deutschland ende, das politische anfange, ist zum Teil noch wahrer geworden als im Zeitalter der Fürstentümer. Und als Warnzeichen behält es sein Recht. Das

<sup>4</sup> Dazu Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*; Berlin 1985. Die Analyse bleibt treffend, obwohl sie in polemischer Absicht und mit dem Ziel getroffen wurde, der Republik von Weimar den Todesstoß zu versetzen.

<sup>5</sup> Die späten Schatten erkennt man bei Jürgen Habermas: *Die Normalität einer Berliner Republik*; in: Ders.: *Kleine politische Schriften*; Frankfurt/Main 1995, 8.

Wort von der 'Kulturnation' erinnert eben daran. Geist und Macht sollten sich in dem gegenwärtigen Deutschland berühren, verschmelzen müssen sie nicht, wie Schröders wohlinszenierte, doch inhaltsleere Versuche demonstrieren, prominente Künstler zu seinen und zu Ehren des 'Wechsels' aufzubieten. 'Berühren' mögen sie sich vielleicht, indem glückliche Verhältnisse wie de Gaulles „Voltaire verhaftet man nicht!“ auch bei uns näherrücken, und indem umgekehrt der „Verrat der Intellektuellen“ am verfassungshaft verankerten Gemeinwesen nicht weiter ein beliebter Sport bleibt.

'Verfassungspatriotismus' – die brillante Formulierung von Dolf Sternberger, von Jürgen Habermas später übernommen, mochte nach und nach konsensfähig sein, sie schmeckte auch so schal wie reine Political Correctness zu schmecken pflegt. Martin Walser<sup>6</sup> wies 1988 darauf hin und kündigte klarsichtig der Konsensformel seinerseits den Konsens. Dennoch liegt in dieser Formulierung eine dauerhaft unverlierbare Wahrheit für das eine Deutschland. Diese Verfassung ist gut, sie ist commonsinnig, sie ist klug, auch in den Grenzen, die sie sich selbst setzt. Sie ist 'Grund-Gesetz': Provisorisches, der Zug, Gesetz unter Gesetzen zu sein, und Grundgebendes verbinden sich in diesem Begriff. Noch einsichtiger wird der Sinn des Begriffs „Grundgesetz“, wenn man ihn von der Geschichte dieser Verfassung und ihrer Stabilität her begreift. Sie hat sich nicht nur in vierzig Jahren teils bewegter bundesdeutscher Geschichte bewährt – man denke an den Terror-Herbst 1977! – sie hat sich auch durch die Magma der Einheit Deutschlands hindurch erhalten. Dies sollte man nicht als Petrifizierung des Status quo verstehen. Der Disput wurde – dank hervorragender verfassungsrechtlicher Beiträge von Rupert Scholz, Issensee, Grimm und anderen – offen geführt, wenngleich vor einem verhältnismäßig kleinen Forum. Er erbrachte manche Erweiterungen, die die Klugheit des Jahres 1949 noch nicht absehen konnte, er vertiefte aber vor allem unser Wissen darum, daß eine Verfassung kein deklamatorischer Text sein 'darf'. Ein Verfassungswerk muß vielmehr die Balance halten, einerseits zwischen Wertorientierungen, die von weiter her kommen – vom Menschenrechtsgedanken, der ohne die christlich-jüdische Lehre von der Gottebenbildlichkeit, die Grunderfahrung des Transzendenzcharakters personaler Begegnung mit dem Antlitz eines anderen Menschen – ebensowenig denkbar wäre wie ohne die Französische Revolution; und andererseits ihrer Fundierung in positiv einklagbaren Rechten. Daher ist es nur gut, daß in unserem Grundgesetz nicht vom Recht auf blauen Himmel die Rede ist, oder – dies ist eine ernste und bedrückende Seite des Problems! – nicht vom Recht auf Arbeit.

Daß ein Patriotismus sich auf eine Verfassung gründen kann, bleibt wahr, denn Patriotismus ist mit der Französischen Revolution als aufgeklärte, kühle und intellektuale Liebe des Citoyens zu dem Vaterland der eigenen Ideale zu definie-

<sup>6</sup> Martin Walser: *Über Deutschland*; Frankfurt/M 1988.

ren – eben zu seiner 'Patrie'. Dergleichen gab es, abgelöst von der emotiven Frage nach Einheit und Freiheit, in Deutschland vor 1949 nicht. Der gleichen gab es in der westlichen Bundesrepublik und dergleichen muß es auch weiterhin geben. Jeder, der vom zweifelhaften Aufbruch des Herbstes 1998 beschwingt, eine andere Republik verlangt, sollte sich dessen inne sein. Doch der Verfassungspatriotismus, der sich mit einem normalisierten Verhältnis der Deutschen zur eigenen Staatlichkeit wird amalgamieren müssen, kann und muß nicht das einzige Verhältnis zum eigenen Land bleiben. Etwas von Bewegtheit, tiefer Neigung kann dazukommen. Dabei wäre es Zeit, daß wir uns erinnern, daß diese Grundstimmung in der deutschen Geistesgeschichte oft am überzeugendsten von Exilierten zur Sprache gebracht wurde: von Heinrich Heine etwa am Anfang des „Wintermärchens“ „Im traurigen Monat November war's“; oder selbst von Kurt Tucholsky, der sich auf einem französischen Boulevard imaginiert, vielleicht Pernod trinkend, und von seinem Vaterlande ausruhend, ausruhend nämlich von der Spannung zwischen einer Liebe zu Deutschland, und dem analytisch harschen ätzenden Haß des Satirikers gegenüber 'Deutschland', in den Schnürstiefeln einer nach außen hin preußischen Militärmaschinerie, die die preußischen Tugenden verlernt hatte. Wir sehen: der Ton dieses gleichsam arkanen Patriotismus klingt am vollsten, wenn er sich mit Schmerz und wenn er sich zugleich mit Ironie hören läßt. Von Dichtung und Denken der Romantik und ihrer Nachgeschichte ist beides zu lernen. Wir sollten es nicht vergessen. Am Ende eines Jahrhunderts der Katastrophen und der nicht vergeßbaren Schuld werden diese Erfahrungen bitterer klingen als in früheren Zeiten.

In Präzisierung dieser Zusammenhänge auf den Blickpunkt einer deutschen Staatlichkeit wäre anzumerken, daß die einfache Multikulturalität kein Leitbild sein kann. Wenn am Fremden die Welt aufgeht, die eigene und die des anderen, und eine Dimension des Blickes, die über beide Perspektiven hinausweist, so bleibt es dagegen dunkel, wo immer in naiver Universalität die Grenzen des Verstehens übersprungen werden, weil es opportuner scheint, so zu tun, als verstünden wir uns immer schon, und wo allenfalls im Straßenfest ein müde dionysischer Austausch zustandekommt. Das Epitheton 'multi' mag länderübergreifenden Konzerten angemessen sein, gesprächsweiser Verständigung ist es wenig hilfreich. Sie wird nach 'Transversalität' suchen müssen, nach dem bewußten Blickwechsel von 'alter' und 'ego'.

## II.

Ein anderer Ton klingt an, wenn vom 'eigenen Land' die Rede ist. Affekt und Leidenschaft, Idiosynkrasie, auch Unbewußtes sind die Akkorde, die hier berührt werden. Kaum begonnen, verliert sich das Lied in Polyphonie und Dissonanz. Deutschland das eigene Land zu nennen, ist keineswegs selbstverständlich. Meine Generation ist überall zuhause, so beteuert sie zumindest – und tritt den Beweis mit dem alternativen Interrail-ticket ebenso an wie in der Business-Class.

Diese Weltläufigkeit ist schöne Normalität. Doch wird in ihr nicht vieles vergessen? Bedeutet überall zuhause zu sein, nicht nirgends zuhause sein. Solche Fragen scheinen – wie gesagt: in der Generation der Nachachtundsechziger keine deutschen Fragen mehr zu sein. Wir verstehen die eigenen Mythen nicht mehr, nicht ihre Kälte, nicht ihre Erhabenheit, nicht ihre Schrecken, nicht ihren Reichtum, nicht ihre Verwerflichkeit. Wie zur Zeit der Madame de Stael faszinieren sie eher jenseits des Rheins. Die Realität meiner Generation scheint eher der neue deutsche Film auszudrücken, der längst nicht mehr avantgardistischer Autorenfilm ist, sondern den Spiegel eines leichten Lebens vor Augen rückt. Ein glücklicher Heilschlaf ließ alles Dunkle und alles Bedrängende gründlich vergessen. Muß man mit der Gravität eschatologischer Philosophie von der 'Not der Notlosigkeit' sprechen, oder vom blinzelnden letzten Menschen Nietzsches, der sich ab und an billig empört? Ich bin dazu geneigt.

Solche Mythen verstehen freilich am wenigsten jene, die mit Aggression und Dummheit alleingelassen in der Asozialität, am vehementesten darauf pochen. Wenn Neonazis erklären sollen, was denn „in der deutschen Geschichte Sache sei“ – worauf sie sich stereotyp berufen, – so scheitert es schon am schlichten Faktenwissen.

Frage ich mich, ob ich über das eigene Land rede, wenn ich über Deutschland rede, so sage ich ja und gebe mich damit als Anachronismus zu verstehen. Emotive Bindungen ans Labyrinth deutscher Geistesgeschichte sind mir nicht fremd. Ich sehe mit – ironischem – Heimwehsschmerz, mit Nostalgie, die randständigen Existenzen des Wutz und des Hungerpastors, denen bis hinauf zu Kant die Provinz zur Welt wurde. Ich sehe mit Sympathie, daß Weimar oder Wunsiedel zur deutschen Hauptstadt werden konnte, da in politischer wie geistiger Hinsicht die Hauptstädte wechselten, eine Metropole nie zustande kam – von jenen Berliner Ausnahmejahren der Weimarer Republik abgesehen, die durch den Kontrast nur eindrücklicher werden. Ich wüßte vielleicht anderswo zu leben, doch neige ich eher dazu, die Schatten deutscher Gelehrten- und Denkerkultur zu erinnern, als daß ich über die Bemerkung, etwas sei 'typisch deutsch', erschrocken sein könnte. Damit und mit den Affinitäten zu Landschaften mag zusammenhängen, daß ich mich – anders als eine avantgardistische Schickleria – in Halle und Dresden selbstverständlich heimisch fühle.

Es war eine ähnliche Grundstimmung, wie sie sich mir heute nahelegt, die aus einer ganz anderen Generationserfahrung heraus, Martin Walser bewog, 1988 eine „Deutsche Rede“ zu halten, die Abschied genommen hatte von dem still schweigenden Konsens, daß die Teilung erträglich sei, und Deutschland als Kindheits- und Geschichtsland wiedererinnerte – zugleich mit der vergessenen Stimme der DDR-Lyrik, etwa von Wulf Kirsten. Doch dabei kann es nicht blei-

<sup>7</sup> Vgl. Martin Walser: *Gedanken beim Verfertigen einer Sonntagsrede*; in: Ders.: *Reden zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1998*; Frankfurt/Main 1998.



ben. Es ist nicht die Normalität, wie Walser<sup>7</sup> heute zu meinen scheint, die zu solchen Erwägungen Anlaß gibt. Es ist immer auch die nicht-tilgbare deutsche Schuld.

Deshalb hängt mit dem Grundverhältnis zum eigenen Land wesentlich zusammen, ob und wie man sich über Europa und die Weltordnung verständigt. Mein Blick richtet sich nicht in erster Linie, wie es den Kindern der Bundesrepublik seit 1945 nahelegt, nach Westen, sondern nach Mitteleuropa; in das vergessene Land, das durch deutsche Schuld geschändet wurde und das durch manche Stimmen gleich nach Ende des Krieges, Paul Celan oder Rose Ausländer, wieder in den Blick hätte kommen können, als das nächste Fremde. Nachdem es für einige Zeit so schien, als begänne sich mit dem Jahr 1989 Mitteleuropa neu zu formen, sind heute Zweifel angebracht.

Ich würde deshalb, gefragt, wie sich die Tektonik Europas konkretisiert, als ein Leitmotiv die Organisierung der Welt vom Rand her betonen. Neben Ostmitteleuropa kommt den Küstenländern, zumal Portugal, darin eine Herzrolle zu. Daß diese Orientierung auch im Blick auf das 'Rätsel Rußland' von großer Bedeutung ist, ist offensichtlich. Es muß Teil des europäischen Gesprächs sein – und es ist doch auch seine Grenze – und Bruchlinie. Ein zweites Leitmotiv sehe ich in den Ansätzen zu einem 'europäischen Ethos', wie sie Jaspers oder Aron während der Fünfziger Jahre skizzierten. Dies sind Gedanken, die weit in die Anfänge des Abendlandes zurückweisen, die aber zugleich an einem ganz konkreten Zeit-Ort loziert sind. Insbesondere Jaspers meinte, daß das politisch entmächtigte Europa, von der doppelten Geisel des nuklearen Feuers und des Stalinismus bedroht, eben deshalb neu zur Möglichkeit entbinden solle, was es seit je ausgemacht<sup>8</sup> habe: entzentrierende, kritische Verständigung über sich, Vernunft und Gewissen, das orientierende Bewußtsein der Wahrheit, schließlich den transzendierenden Ausblick über die Grenzen der Vernunft hinaus, im Gebet. Einmal schon war ähnliches gehofft worden, in der Zwischenkriegszeit, als der alte Edmund Husserl mit anderen, Paul Valéry vor allem, Europa daran erinnerten, daß es kein geographischer Begriff sei, sondern ein geschichtlicher und geistiger. Geographisch ein Kap vor der riesigen Habinsel Asien, dem geistigen Sinn nach verstanden aber seit der griechischen Polis: „Einsicht“ – 'Logos'. Heute können dergleichen Erinnerungen aufs neue lebendig werden, da der Überlieferungszusammenhang Europas für die jungen Europäer selbst nicht mehr spricht – und erst mühsam angeeignet werden

---

<sup>8</sup> Karl Jaspers: *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen – Politisches Bewußtsein in unserer Zeit*; München, Zürich 1982 [Nudruck].

<sup>9</sup> Edmund Husserl: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*; in: *Husserliana* [Amsterdam] 1991, I. *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie – Ergänzungsband Texte aus dem Nachlaß 1934-1937*; in: *Husserliana* [Amsterdam] 1993, 29. Paul Valéry: *Die Krise des Geistes – Drei Essays*; Frankfurt/M [o.J.].

muß<sup>9</sup>. Dies ist ein Unglück und es ist eine Chance. Die Sichtfenster auf die Welt sind weiter geworden als sie es dem niedergegangenen Bildungsbürgertum je waren. Doch umgekehrt durchzieht der Stachel des Fremden auch alle Versuche, im Eigenen heimisch zu werden. Wird die Anstrengung, sich selbst und andere zu verstehen, und überdies, zwischen dem einen und dem anderen unterscheiden zu können, nicht preisgegeben, nur dann freilich!, – kann das Ethos Europas neu lebendig werden – nur dann kann der Begriff von Europa gleichsam ins Fließen kommen. Europa kann von hier her Kontrapunkt zum drohenden „Clash of Civilizations“ werden. Dafür, daß er eintreten wird, spricht vieles, ihm entgegenzutreten, dürfte daher lebensnotwendig sein.

Damit hat sich die Frage nach dem eigenen Land geweitet – das eigene Land ist Europa geworden, gesehen durch bestimmte Optiken. Man täusche sich nicht: ohne diese divergierenden Sichtfenster gäbe es kein Bild von Europa – aber Europa als eigenes Land ist keine Selbstverständlichkeit. Dennoch bleibt der Politik eines aufgegeben: sie hat nach Rahmenvoraussetzungen in diesem vielstimmigen Spiel zu suchen, in denen ein europäisches Ethos Gestalt gewinnen kann – in der rechtlichen, politisch-strategischen und ökonomischen Sphäre. Insofern wir uns dieser Verständigung aussetzen, können wir lernen, daß ein Ethos nie einfach durch Konsens zu gewinnen ist. Es hat vielmehr nach abendländischem Verständnis zuinnerst mit dem autonomen Gewissen des Einzelnen zu tun. Die Stimme des Gewissens, der 'Syneidesis', als eines orientierenden Mitwissens in allem künftigen Handeln dürfte die deutsche Gesellschaft zuerst 'als Stachel' zu spüren bekommen.

– Denn unsere bewußte Rückkehr nach Mitteleuropa wird uns zeigen, wie leicht sich der Westen mit dem Eisernen Vorhang abfand, hinter dem das eiserne Band von Stalins totalitärem Terror war. Linksintellektuelle Neigungen begünstigten selten das Gespräch mit den Dissidenten, die doch nicht – wie der irreleitende Name sagt – die Abtrünnigen waren, sondern die eigentlich ihrer Sache Treuen. Dies bleibt eine Schande, die manches sich avanciert wahnende Denken der Nachkriegsjahrzehnte nachhaltig desavouiert. Für selbstverständlich wurde genommen, was unerträglich war: der Prager Frühling oder das Polnische Kriegsrecht. Nur wenige Intellektuelle vergaßen nicht: ihr Spektrum reicht vom Konservativen bis zum Marxisten, von Wolf Biermann, der 1981 die schwarze Madonna besang, bis zu Hans Maier. Er und Heinrich Böll taten gegen alle Realpolitik Unvergeßbares im Gespräch mit ihren Freunden – Bartoszewski oder Solschenizyn.

– Die Rückkehr nach Mitteleuropa, zumal nach Polen, wird dem westlich Sozialisierten auch die ungeheure Gewissenskraft der Katholischen Kirche vor Augen führen. In Zeiten eines neuen antikatholischen Affekts, dadurch begünstigt, daß die neue Republik auch säkularer werden soll, ist vor allem daran zu erinnern. Leiden an der Kirche mag dies einschließen. Eine tiefe Achtung auch des Agnostikers vor der arkanen Dimension des Glaubens wird aber Teil eines wirklichen und vertieften europäischen Ethos sein müssen. Dies bedeutet ungleich mehr als die gleichgültige 'Toleranz', die wir gegenwärtig erleben und die mit der behutsamen und ernsten Wahrheitssuche im Toleranzdenken von Lessing oder Moses Men-

delssohn nichts zu tun hat.

– Deutsche Fragen zwischen West und Ost sind in besonders komplexer Weise in dieses Gewissensproblem eingelagert. Denn einerseits sind die im Westen denen im Osten dauerhaft etwas schuldig geworden, indem sie die Frage deutscher Einheit von ihrer Agenda – und aus ihrer Reflexion strichen (die Statistiken der DDR zu übernehmen war opportuner als eine subtile Analyse des ökonomischen Desasters zu versuchen). Dieser Befund ist – cum grano salis – wahr, von einzelnen Stimmen können wir dabei absehen, ebenso vom besonders unappetitlichen Extrem einer gemeinsamen Grundwertekommission zwischen SPD und SED.

Andererseits gab es in der DDR ungleich weniger von jener offenen und eindrücklichen Resistance des Gewissens, wie anderswo hinter Stalins eisernem Vorhang. Die Musterschüler waren angepaßter oder – am Prenzlauer Berg etwa – verschlagener.

Auch jene mit Ostvergangenheit müssen sich also, wenn sie nach Mitteleuropa zurückkehren, am Maßstab des Gewissens messen lassen – an Texten wie den Erklärungen der Charta 77, in denen nicht von Nischen, Sklavensprache, Verstellung die Rede ist, sondern vom Versuch, in der Wahrheit zu leben, konzessionslos, da alle Kompromißversuche die Frechheit der Regierenden noch weiter gesteigert hätten. In diesem Dilemma mag sich wieder eine Chance zeigen: die Nötigung, die deutsche Geschichte nicht ohne die gründliche Kenntnis der an sie grenzenden und unter ihr leidenden Nationalgeschichten, zumal der polnischen, zu betreiben.

Dies erfordert Anstrengung und ist keine Sache einfacher Konsenserklärungen.

### III.

Sind wir bisher soweit gekommen, die deutsche Frage zu 'denken'. Wir haben zumindest Schritte auf dem Weg von der 'Meinung' (griech. 'doxa') getan und haben Distanz zur bestimmenden Zeitsignatur gesucht. Diesen Ansätzen zu einer reflexiven Vertiefung ist nur noch wenig hinzuzufügen. Lichtenberg legte nahe, daß eher gelehrt werden solle, 'wie' zu denken sei, als 'was'. Eine gute Maxime. Die Erfahrung dagegen gibt uns immer wieder zu verstehen, daß das Denken und der Gegenstand des Denkens nicht voneinander zu trennen seien. Im Denken verändert sich, worauf es bezogen ist, Methode und Sache sind, wenn sie einander nicht fremd bleiben sollen, nicht voneinander zu lösen. Dies heißt – wenn sich unser Denken auf die Kontingenzen, Labyrinth, ja den Kalvarienberg geschehender Geschichte richtet, daß es in ein Dunkel gezogen wird, dem es sich vielleicht nicht gewachsen fühlt und dem es doch, sofern es redlich bleibt, nicht wird entgehen können<sup>10</sup>.

<sup>10</sup> Dazu Harald Seubert: *Das andere Absolute*; Weimar, Wien 1999 [im Erscheinen]. Siehe auch Rudolph Berlinger: *Vom Anfang des Philosophierens – Traktate*; Frankfurt/Main 1965. Rudolph Berlinger: *Philosophisches Denken – Einübungen*; Amsterdam 1992.

Beginnen wir mit dem 'Wie'. Ein Denken deutscher Fragen jenseits der Ideologie der 'Gesetze der Geschichte' wird nur möglich sein, wenn es geschichtlich ist. Dies schließt ein, daß sich der Denkende selbst in einem Erfahrungs- und Überlieferungszusammenhang deutet, es schließt auch ein, daß er Tatsachenwahrheiten zur Kenntnis nimmt, und es schließt ein, daß er sich sozialwissenschaftlicher Erinnerungslosigkeit versagt. Unser Nachdenken hat also nach seiner Herkunft zu suchen. Es versucht sie sich anzueignen und entwirft sich in die Zukunft – im steten Gespräch mit dem Gewesenen. Ethos und Denken sind nicht eins, wenn es um die Verständigung über Gegenwart und Zukunft in historischer Tiefenperspektive geht. Sie sind jedoch auch nicht voneinander zu trennen, sondern vielmehr ineinander verschränkt zur Geltung zu bringen. Deshalb erfordert das Denken, um das wir uns bemühen, die 'Erinnerung'. Ohne sie kann denen nicht Gerechtigkeit zuteil werden, deren Biographien in den Totalitarismen dieses Jahrhunderts der Extreme – oftmals zweifach – gebrochen worden sind. 'Andenken' nennt dies Hölderlin. Und seine philosophischen Schriften zeigen ebenso wie seine Dichtungen, daß erinnernd nicht nur dem Tod durch Vergessen entgegengewirkt wird, sondern daß im 'Andenken' auch all unser Handeln und alle Reflexion auf Verlorenes bezogen bleibt. Das Verlorene in unserem eigenen Leben und in der Geschichte wird auf diese Weise Teil der Verständigung um Gegenwart und Zukunft. Durch diese Blickweise wird nicht nur alles Tun und Planen in seiner Vorläufigkeit und Partialität erkennbar, dadurch kann auch Verantwortung tiefer verwurzelt werden als nur immanent. Diese Gedanken hat in unserer Zeit Václav Havel<sup>11</sup> erneuert.

'Was' haben wir dann – unter anderem – zu denken, wenn uns die deutsche Frage neuester Zeit und im europäischen Horizont zum Thema wird? Dreierlei will ich hervorheben. Wir haben – nach innen wie im Weltmaßstab – zum ersten unsere eigene Zeit als eine Zeit der Krisen zu verstehen. Hier ist an Jacob Burckhardt zu erinnern, den großen Denker der Crisis und zugleich den großen Skeptiker. Die 'Crisis', in der das Alte hinfällig geworden ist und neue Ordnungsschemata nicht in Sicht sind, lehrt er als einen Wendepunkt verstehen, der auch verspielt werden kann. 'Die Krise ist ein Extremgedanke', unverkennbar. Wer darum weiß, in einer Krisenzeit zu leben, der enthält sich der Utopien. Er wird behutsam und klug, er überschätzt seine Möglichkeiten nicht und weiß, daß ihm dies teuer zu stehen kommen könnte<sup>12</sup>.

Lakonisch notiert Burckhardt deshalb in sein Manuskript: „Drohende Verflechtung der gegenwärtigen Crisis mit gewaltigen Völkerkriegen“. Die Crisis nach dem dreißigjährigen Weltbürgerkrieg des 20. Jahrhunderts, der Phase, in der ein hochexplosiver und doch stabilisierter Status quo bestand, balanciert durch

<sup>11</sup> Vgl. dazu Václav Havel: *Am Anfang war das Wort – Texte von 1969 bis 1990*; Reinbek 1990. Jan Patočka: *Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte*; Stuttgart 1992.

<sup>12</sup> Jacob Burckhardt: *Über das Studium der Geschichte*, hg. v. Peter Ganz; München 1982, S. 363f.

das gespenstische nukleare Schachspiel, dem es an Regeln nicht fehlte, läßt alle diese Züge erkennen. Im Osten vor allem, doch auch im schwankenden Westen, den nach innen geschwächten Demokratien des Kontinents. Sie – die deutsche zumal – sehen sich der Notwendigkeit von Umorientierung und Bewahrung ihrer wesentlichen Ziele gegenübergestellt, die man vor 1989 vor sich herschob. Daß Westeuropa heute stabil rot sei, dies ist keineswegs die Antwort auf den Ernst der Dinge, zumal sich Schattenlinien aus ganz anderen Weltregionen melden und in einer Beschreibung der gegenwärtigen Lage mitbedacht werden müssen. Samuel Huntingtons These vom 'clash of civilizations' bleibt ein Menetekel, auf das im Einzelfall Antworten – mit weittragender Verantwortungsperspektive gefunden werden müssen.

Burckhardts paradoxreiches Denkbild, dieser Imperativ in unsichersten Zeiten, erinnert uns daher zum zweiten daran, daß wir die Begrenztheit zur Verfügung stehender Zeit stets mitzubedenken haben. Ein zweiter Denker muß hier zu Wort kommen, der – entmythologisierend zu lesen ist, und dann reiche Einsichten noch immer bereithält – ich meine Fichte in seinen Reden an die Deutsche Nation: „Mit uns gehet, mehr als mit irgendeinem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte“ – so heißt es zum Anfang der ersten Rede; und so zum Ende der letzten: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung“<sup>13</sup>. Heute ist dieser Satz anders zu verstehen als im Winter 1807/08: als Hinweis auf die globalen Fragen der Zeit, die nicht durch den dumpfen Hinweis auf Globalisierung zu beantworten sind: zu tief sprechen die Traumata und die Größe der Vergangenheit in der Gegenwart mit.

Es 'kann' zu spät sein, sowohl mit der inneren Einheit der Deutschen, als mit der Erkenntnis ihres neuen weltpolitischen Auftrags, der sehr nüchterne Züge hat, wie sie einer Mittelmacht entsprechen. Es kann auch zu spät sein mit ihrer ostmitteleuropäischen Sendung, in die sehr deutsche Fragen einmünden müssen.

Damit kommen wir auf die dritte, besonders engmaschige Vorgabe dessen, was zu denken ansteht. Der Niedergang des stalinistischen Gefängnisses, in dem sich eine Ideologie dieses Jahrhunderts manifestierte, sollte die Frage ideologischer Irrfahrten uns unübersehbar deutlich vor Augen geführt haben. Von heute aus können wir erkennen, daß auch der Westen in vielfache Ideologien verstrickt war und ist. Eine große Aufgabe politischen Denkens in dieser Zeit sehe ich deshalb darin, daß wir lernen, falsche Lebens- und Handlungsorientierungen zu indizieren, ohne daß wir doch um die richtigen Lebensorientierungen wüßten. Horkheimers und Adornos apodiktischen Satz, daß nichts Richtiges im Falschen sei, erkennen wir selbst als ideologisch. Vielleicht wird eine Zeit, der der Exorzismus einer immanenten Heilslehre durch die andere versagt ist, gerade darin in

<sup>13</sup> Johann Gottlieb Fichte: *Reden an die deutsche Nation*, mit einer Einleitung von Reinhard Lauth; Hamburg 1978, S. 11; vgl. auch S. 246.

neuer Weise transzendenzoffen sein können und das Transzendente nicht nur als das 'Ganz andere' verstehen – sondern gerade von seiner zeichenhaften Manifestation in der Welt her. Der Kirche als Repräsentanz des Leibes Christi kann von hier her eine heute noch gar nicht geahnte Bedeutung zuwachsen.